Zeitschrift: Toggenburger Jahrbuch
Band: - (2003)

Artikel: Die Welt im Germen : eine Skizze
Autor: Richle, Urs
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-882676

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Welt im Germen

Eine Skizze

Urs Richle

Zu erzählen wäre unter anderen die Geschichte von Ignaz Schwizer, geboren 1913 im Schweistel bei Krummenau, gestorben am 13. Juni 1987 im Spital Wattwil, Vater von vier Kindern, Knecht von Beruf, wollte mit Frau und Familie nach Amerika auswandern oder nach Neuseeland, wird während des Zweiten Weltkrieges in den Aktivdienst der schweizerischen Landesverteidigung einberufen, ist danach Handlanger bei einer Baufirma in Neu St. Johann und verliert beim Sprengen von Steinen beide Augen. Erlernt im Blindenheim St. Gallen die Blindenschrift und das Körbeflechten, wird Vertreter für die Firma B., bekannt in der ganzen Ostschweiz für Seifen, Badezusatz, allerlei Gebräuchliches für die Reinlichkeit und das Bad. Reist mit einem Blindenhund, einem weissen Stock und einem Diktiergerät. Es kommt selten vor, dass er im Wirtshaus sitzt. Jeden Sonntag geht er zur Kirche und dienstags zum Singen in den Kirchenchor. An der Wand tickt die Schwarzwalduhr. Er sitzt. Die Hände – so gross wie Suppenteller – liegen still nebeneinander. Mein Grossvater.

Er ist gerade 29 Jahre alt, als er 1942, vom Aktivdienst beurlaubt, bei der Tiefbaufirma X in Neu St. Johann in einem Drainagegraben beim Sprengen von Steinen beschossen wird. Sein ganzes Gesicht zerschnitten und zerfetzt. Die Augäpfel zerrissen. Seit zwei Jahren verheiratet. Ein Kind.

Er sitzt auf der Eckbank am Tisch. Ein grosser schwerer Mann. Die Augen geschlossen. Hinter ihm auf der Rückenlehne der Bank steht ein Radiogerät und bringt Nachrichten. Der Raum ist länglich. Man gelangt durch die Küche in diesen Vorraum der Stube, der als Esszimmer dient. Neben der Eckbank führt eine Fenstertür auf den kleinen Balkon hinaus, von dort eine Treppe hinunter in den Garten.

Seine grossen warmen Hände liegen vor ihm auf dem Tisch. Die Daumen unter der Tischkante, so dass nur die acht anderen Finger zu sehen sind. Alle zeigen sie über den Tisch hinweg von ihm fort. Manchmal bewegt sich der linke Zeigefinger. Er legt

ihn auf den Mittelfinger, lässt ihn dann langsam abrutschen, so dass er auf den Tisch zurückplumpst. Es ist eine Art Fingerschnalzen. Er wiederholt dieses Schnalzen mit ausgestreckten Fingern, während im Radio die Wetterprognosen gesprochen werden. Die Masse seines grossen Körpers sonst reglos. Entspannt sitzt er da wie ein Buddha. Wir treten ein, und er hebt den rechten Arm, dreht sich zur Seite, greift nach dem Radiogerät und macht es aus.

Meine kleine Kinderhand verschwindet in seiner warmen, fleischigen Riesenpranke. Er hält sie lange fest, und ich sage: «Hoi Grossvater.» Er erkennt mich an meiner Stimme und begrüsst mich mit meinem Namen. Dabei die Augen geschlossen, mit erhobenem Kopf, so dass er, könnte er mich sehen, über mich hinwegblicken würde. Mit der linken Hand greift er nach meiner Schulter und sagt: «Bist du gross geworden!» Grossmutter ist in der Küche und macht Kaffee. Sie schneidet einen kleinen Keks, legt ihn auf einen grünen Teller und bringt ihn auf den Tisch. Ich nehme ein Stück und verziehe mich in den Garten.

Er raucht Brissago-Stumpen. In der Stube sitzt er am Fenster auf einem grossen Ohrsessel und schwängert die Luft mit dem weissen Rauch. Eine dicke Wolke entsteht um ihn herum und verteilt sich im ganzen Raum. Es riecht nach altem Stoff, nach Teppich, und über allem dieser neblige, stickige Zigarrenrauch. Neben ihm steht eine Kommode. Ein Teil davon lässt sich öffnen wie eine Bar. Darin befindet sich das Tonbandgerät. Ein grosses altes Modell mit Magnetbandspulen, die er einlegt, einfädelt und dann laufen lässt. Es sind Nachrichten vom Blindendienst. Manchmal vorgelesene Bücher und Hörspiele. Er raucht und hört zu.

Ich sehe ihn auf diesem Ohrensessel sitzen, neben der aufgezogenen Kommode. Hinter ihm der Stoffvorhang mit Rosenmuster. Die Sonne dringt durch den dicken Stoff und hinterlässt glitzernde Funken in der Luft. In der Küche ist jemand eingetreten und redet laut. Vom Rauch habe ich Kopfschmerzen.

Dann die Wohnwand. Neben dem Ohrensessel, dem Kanapee, dem Kachelofen und einem grossen Tisch steht in der Stube auch eine Wohnwand. Ein grosses Möbel mit verschiedenen Schranktürchen, hinter denen sich Geschirr verbirgt, Tischwäsche, Besteck, der Fernseher und im unteren Teil, in den Schubladen Spiele, Farbstifte und Papier. Darunter auch ein altes Mühlespiel. Ein dunkles Brett, in das die Striche eingekerbt statt aufgemalt sind, an allen Ecken und Kreuzungen ein kleines Loch und die Steine nicht flach und rund, sondern kleine Türmchen,

die auf der Unterseite einen metallenen Stachel tragen. Grossvaters Hand greift nach den Türmchen. Die weissen sind oben rund, die schwarzen eckig. Er fährt den Kerben entlang und steckt ein. Meistens gewinnt er.
«Grossvater, was siehst du?»
«Nichts.»
«Was ist nichts?»
«Ich sehe nichts.»
«Nichts, ist das schwarz?»
«Nein, nichts.»
«Aber wenn ich die Augen schliesse, dann sehe ich nichts, und es ist dunkel. Wenn die Augen weg sind, dann bleibt doch dieses Schwarz?»
«Ich sehe auch das nicht.»
«Und Sternchen, siehst du Sternchen?»
«Nein.»
«Aber wenn ich die Augen zudrücke, dann sehe ich Sternchen, und wenn ich ganz fest zudrücke, dann sehe ich ganz viele Sternchen.»
Er lächelt.
Und schweigt.
Ich konnte es mir einfach nicht vorstellen.
Und plötzlich öffnen sich seine Augen. Das Radio läuft und bringt Nachrichten. Er hebt leicht den Kopf, und die Augenlider öffnen sich wie der Mund beim Gähnen. Sie gehen weit auf, und darunter erscheinen die starren, in die Ferne gerichteten Glasaugen. Das Weiss rund um die braungrüne Iris, der schwarze Punkt der Pupille in der Mitte, als wären es richtige Augäpfel. Aber er schaut mich nicht an. Ein toter Blick eines Lebenden. Dann schliessen sich die Augenlider wieder, und der Kopf senkt sich in die ursprüngliche, leicht in sich gesunkene Haltung. Morgen soll es regnen.

Für einen Jass braucht es einen Satz Karten, eine Schiefertafel und Kreide, einen kleinen viereckigen Spielteppich und mindestens zwei Personen, im besten Fall vier.
Wer abhebt, muss sagen, was Trumpf ist.
Beim Geben sagt jeder, was er hinlegt.
Wer sticht, sagt: «Gestochen!»

Grossvater hält die Karten in der linken Hand und betastet mit der rechten die obere Kartenkante, in die das jeweilige Kartenzeichen eingestanzt ist. Er ordnet und fährt mit den Fingern über die Karten. Dann gibt er, ohne dass man ihn dazu auffordern muss.

Nach dem Nachtessen steht er auf, geht in die Küche, greift nach der Türfalle, als könnte er sie sehen, macht kein Licht, geht an den Kühlschrank und nimmt den Milchkrug, mischt in einem Plasticbehälter Milch mit warmem Wasser und geht damit in den Vorraum hinaus. Dort zieht er Stiefel und eine blaue Schürze an, geht dann hinaus, vor das Haus, und gemächlich, aber zielstrebig auf den Kaninchenstall zu. Im Winter, da es bereits Nacht ist, verschwindet er in der Dunkelheit. Nur wenn in der Küche Licht brennt, ist er im Schnee draussen zu erkennen, wie ein Schatten. Routiniert greift er nach der Schale und schaufelt Kaninchenfutter in die Fressnäpfe. Dann giesst er die verdünnte, lauwarme Milch nach. Es sind sechs Fächer, von denen immer vier oder fünf von einem oder zwei Kaninchen bewohnt werden. Einmal im Jahr werden sie geschlachtet.

Am Morgen nach dem Frühstück muss der Hund gestriegelt werden. Er ist eine Sie, heisst Inka und ist ein Terrier. Sie muss auf ein kleines Podest stehen und stillhalten. Er greift nach der Bürste, die am Podest hängt, und schrubbt Inka von oben bis unten. Danach wird die Bürste gekämmt und von den vielen Haaren befreit. Ein seltsamer Geruch geht von diesem Tier aus, an den ich mich nie habe gewöhnen können.
«Assis» heisst Platz.
«Viens ici» komme her.
«A pied» bei Fuss.

Inka war in der französischen Schweiz dressiert worden. Deshalb diese seltsamen Begriffe, die ich damals nicht verstand. Sie lebte noch, als Grossvater starb, und wurde in ein Hundeheim gegeben. Später erfuhren wir, dass Inka kurz darauf selbst das Augenlicht verlor. Sie wurde, blind und lebensunfähig geworden, eingeschläfert.

Vor Inka gab es Jalk und Blitz. Beide waren Schäferhunde. Blitz lag mehrere Jahre über seinen Tod hinaus ausgebreitet im oberen Stock auf dem Schlafzimmerboden. Seine Haut war zur Erinnerung abgezogen und gegerbt worden. Wie der Aufriss eines auseinander gefalteten Hundes lag er als Zierteppich am Boden und streckte alle Glieder von sich. Nur der Kopf hob sich vom Boden etwas ab. Die Ohren waren schlaff, und dort, wo einmal seine Augen gewesen waren, gab es kleine runde Löcher, durch die ich manchmal meinen Finger steckte. Es war angenehm, über sein feines, seidig glänzendes Fell zu streichen. Und wenn ich gegen die Haare strich, spürte ich, wie borstig sie eigentlich waren. An manchen Stellen waren ihm die Haare ausgegangen, und die gegerbte Haut darunter wirkte nackt.

Es war an einem frühen Winterabend. Grossmutter ist in der Küche und wäscht ab. Wir sind allein. Er führt die rechte Hand an sein Gesicht. Legt Daumen, Zeigefinger und Mittelfinger auf sein linkes Auge und öffnet die Lider. Dringt mit den drei Fingern in die Augenhöhle ein. Erfasst damit den Augapfel und löst ihn heraus. Legt ihn auf den Tisch. Er macht es langsam und bedächtig, so als sollten wir flüstern. Es sind keine Kugeln, wie ich mir das vorgestellt hatte. Es sind oval geformte Schalen, in deren äussere Wölbung die Zeichnung der Iris und der Pupille in das weisse Glas eingegossen ist. Er nimmt auch das zweite heraus. Sie liegen auf dem Tisch, und ich wage es nicht, sie zu berühren. Es war, als zeigte er mir seinen geheimsten und teuersten Schatz. Draussen ist es dunkel, Schwarz an den Fensterscheiben. Über dem Tisch und der Eckbank die Lampe mit ihrem grünroten Stoffschirm und dem gelblichen Licht. Er lässt die Glasaugen eine Weile so auf dem abgeräumten Tisch liegen. Seine Augen sind jetzt schlaff und eingefallen. Die Augenlider wie kleine runzelige Säcke, die leer sind und durchhängen. Ich glaube, er lächelt. Sagt aber nichts. Er hat es ein einziges Mal gemacht, nach langem Drängen. Danach nie wieder.

Es muss etwa zur gleichen Zeit gewesen sein. Gegen Ende meiner obligatorischen Schulpflicht. Unser Biologielehrer brachte eine kleine schwarze Plastictüte in die Stunde und sagte, er sei beim Metzger gewesen. Er zog sich Gummihandschuhe an, fasste in den Plastictüte und zog ein riesiges Kuhauge heraus. Er legte den prallen, graubraunen Fleischknollen auf eine kleine Blechschale und griff mit der rechten Hand nach dem bereitgelegten Skalpell. Über der schwarzen Wölbung der Pupille setzte er an und begann langsam zu schneiden. In übertriebener Langsamkeit zerteilte er das Auge. Flüssigkeit floss heraus wie aus einem gefüllten Ballon. Der Lehrer legte das Skalpell zur Seite, erfasste das Auge mit beiden Händen und drückte mit den Daumen die weich gewordene Haut durch. Er stülpte das Auge um wie einen Handschuh und zeigte uns die zum Vorschein gekommene Netzhaut. In allen möglichen Farben glitzerte diese schleimige, glitschige Haut, und wir waren alle verblüfft und erstaunt über die Schönheit dieses so verborgenen Organs. Wer hätte diese Farbigkeit an diesem innersten Ort eines lebenden Wesens erwartet? Als wären die Farben, die dieses Organ wahrzunehmen imstand ist, in ihm selbst bereits enthalten, als wäre hier die ganze Palette alles Wahrnehmbaren wie in einem Malkasten bereits vorrätig, bereit zur Spiegelung und Wiedererkennung in der anderen, äusseren Welt. Mehrere Male musste der Lehrer mit

dem umgestülpten Kuhauge vor unseren verblüfften Gesichtern hin und her wandern, bevor er das zerstörte Organ wieder in der Tüte des Metzgers verschwinden liess, die Handschuhe auszog und mit weisser Kreide auf die Wandtafel zu schreiben begann.

Zwei- oder dreimal bin ich mit ihm mitgegangen. Wir nahmen den Zug bis Krummenau. Grossvater mit dicker schwarzer Sonnenbrille und Hund. Der Hund in seinem weissen Geschirr mit den roten Kreuzen an der Seite. Wir steigen aus, und er beschreibt mir genau, in welche Richtung wir gehen müssen. Die Kreuzung, die einzelnen Strassen, die Kurven, die Abzweigungen und zu welchen Häusern sie führen, wer darin wohnt, wo es sich lohnt vorbeizugehen. Er verfehlt sich nie. Wir steigen eine steile Strasse hoch und kommen zu einem Bauernhaus. «Diese Leute haben einen Hund», sagt er, und wenig später werden wir von einem Hund begrüsst, der wild an uns heranstürmt, kurz vor uns stehenbleibt und aus voller Kehle bellt. Inka bleibt ruhig, zieht dann aber doch in die falsche Richtung, als der andere Hund zu nahe kommt. Grossvater reisst sie streng an sich heran. Eine Frau erscheint in der Tür und begrüsst uns.
«Ach, Herr Schwizer!»
Sie bittet uns herein. Wir setzen uns in die Stube auf das Kanapee. Sie bietet uns einen Kaffee an und einen Schnaps. Er lehnt ab. Wir sind bei der Arbeit.

Gesprächsfetzen: Wie geht's, lange her, bereits kühl geworden... Dann das Angebot. Er faltet ein kleines Mäppchen auf, in welchem die Prospekte liegen. Es kommt heruntergesagt wie ein Gedicht. In der Manteltasche hat er Müsterchen, die er der Kundin schenkt. Dann ein Griff in die Brusttasche: das Diktiergerät. Die Bauersfrau bestellt: ein Haarschampoo und ein oder zwei Seifen, ein Bodenmittel. Mit ruhiger Stimme spricht er erst Name und Adresse der Kundin auf das Diktiergerät, dann wiederholt er geduldig alle bestellten Artikel. Er macht einen routinierten und überlegenen Eindruck in diesem Augenblick. Der freundliche Blick der Frau, die mir zulächelt. Das Wohlwollen. Die übertriebene Freundlichkeit.

Auf dem Rückweg trinken wir einen Kaffee im Bahnhofbuffet. Ein altes Restaurant mit gelblichen Tischen, dunkelbraunen Holzstühlen, verrauchten Wänden und einer welken Kunststoffdecke. Der Kaffee wird im Glas serviert wie ein dunkler Schwarztee, und beim Eingiessen der Crème gibt es darin einen kleinen weissen Wirbelwind, der sich beim Umrühren mit dem Löffel in eine braune Brühe verwandelt. Die Sonne dringt vom

Hügel herunter durch die dreckige Scheibe. Es ist vier Uhr nachmittags. Und bald wird es dunkel.
In einer Ecke spielen vier Bauern Karten, trinken Bier und rauchen krumme Zigarren. Sie haben sich nur einmal nach uns umgedreht. Die Serviererin, eine grosse alte Frau, ist langsam, aber freundlich.
«Wie machst du das?» frage ich ihn.
«Was?»
«Fühlst du dich nicht allein? Ich stelle mir das Blindsein als unendliche Einsamkeit vor, so als sässe man allein in einem Gefängnis ohne Wände.»
«Nein», sagt er, «so ist das nicht, ganz im Gegenteil. Ich hab doch meine Welt im Germen.»
Ich verstehe nicht.
«Dort bin ich früher oft gewesen, ein kleiner Weiler am Hang oben, und es gibt dort eine Stelle, wo man eine sehr schöne Sicht über das Tal haben kann. Von dort aus sehe ich die Welt, dort sammle ich alles, was ich höre, erfahre und erlebe. Dort versammle ich all mein Wissen und die Menschen rund um mich herum. Am Anfang habe ich versucht, mir eine visuelle Krücke zu bilden. Inzwischen sind es keine Bilder mehr, keine Farben und keine Formen, nur noch so etwas wie eine Gegenwelt, mit der ich mich durch die Welt der Sehenden bewege, meine Retina, die Welt im Germen eben.»
Aber dann schweigt er wieder, und ich verstehe nicht. Wir zahlen und verlassen das Restaurant.

Ein Jahr nach Grossvaters Tod starb auch meine Grossmutter, Agnes Schwizer-Holenstein. Und das Haus wurde geräumt. Seither bin ich im Besitz einer Plastictüte, die ich von Wohnung zu Wohnung mit zügle und jedesmal wieder in einen Schrank oder eine Abstellkammer versorge. Es ist eine rotweiss karierte Plastictüte aus einem Kaufhaus in Wattwil.
Ihr Inhalt:
ein Wecker
ein zerlegbarer weisser Stock
ein paar Hosenträger
ein Kartenspiel
eine Armbanduhr
zwei Geräte, um in Blindenschrift zu schreiben
eine Blindenzeitung (was steht da drin?)
ein kleines mechanisches Ding, von dem ich nicht weiss, wozu es dient
ein Rosenkranz

Diese Plastictüte steht seit zwei Monaten neben meinem Schreibtisch, und gestern bin ich mit dem Fuss dagegen gestossen.

Seither tickt es in der Tüte. Als ich eben nachschaute, war es der Wecker, der nun auf meinem Schreibtisch steht, weiter vor sich hin tickt und eine Zeit anzeigt, die es nicht mehr gibt.